GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Kleiderkampf als Trauma : oder: Die Kleiderordnung als Erfahrung sozialer Ungleichheit

Schlüter, Anne

1997

https://doi.org/10.25595/1617

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schlüter, Anne: *Kleiderkampf als Trauma : oder: Die Kleiderordnung als Erfahrung sozialer Ungleichheit*, in: Metis : Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung (1997) Nr: 12, 72-77. DOI: https://doi.org/10.25595/1617.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

KLEIDERKAMPF ALS TRAUMA - ODER: DIE KLEIDERORDNUNG ALS ERFAHRUNG SOZIALER UNGLEICHHEIT

Anne Schlüter

Männer in Frauenkleidern und Frauen in Hosen sind stets nicht nur vertauschte Rollen, sondern traditionell auch soziale Grenzüberschreitungen gewesen. Wenn es um Karrieren von Frauen in männlichen Berufsfeldern geht, tauchen Assoziationen wie „Aktenkoffer und Nadelstreifen", „Sakkorausch und Rollentausch" auf. Mit der Kleidung wechselt frau oder mann das Geschlecht. Kleidung soll - dem Anspruch nach - über das äußere Erscheinungsbild einen intendierten Eindruck erwecken und entsprechende Reaktionen der Umwelt auslösen. „Kleider machen Leute" - diese Aussage gehört zu den Alltagswahrheiten, die sogar als Orientierungswissen gehandelt werden. Geschlechtszugehörigkeit wird über Kleidung zugeordnet. Die Wahrnehmung der Geschlechter über die Kleidung kann als stetige Reproduktion sozialer Ordnungsvorstellungen verstanden werden. Mit dem Durchbrechen der Kleiderordnung durch Kleidertausch sind Aspekte der Geschlechterordnung in Frage gestellt. Aspekte der Kleiderfrage berühren auch Fragen von sozialer Ungleichheit. Allerdings ist die Kleidungsordnung als „Klassenfrage" bislang kaum thematisiert.

Im folgenden wende ich mich einer Gruppe von Frauen zu, die sich als Arbeitertöchter aus ihrer sozialen Herkunftskultur heraus bewegten, um weiterführende Schulen zu besuchen und ein akademisches Studium aufzunehmen. Ihre sozialen Differenzerfahrungen, sich in unterschiedlichen sozialen Kulturen zu bewegen, liegen auf verschiedenen Erfahrungsebenen und machen sich u.a. am Äußeren fest.[1]

Ulrike, im Ruhrgebiet geborene und aufgewachsene Arbeitertochter, die für das Lehramt studierte und zum Zeitpunkt des Interviews vierzig Jahre alt ist, erinnert sich an den Zwang, sich einer Kleiderordnung in der weiterführenden Schule anzupassen. Dieser wurde ihr über ihre Mutter vermittelt. Ihre Mutter wollte, daß man nicht sah, „woher man kommt, und" - so Ulrike - „da mußte ich immer ganz

---

[1] Die biographischen Aussagen basieren auf Interviews, die 1991 und 1992 durchgeführt wurden. Vgl.: Anne Schlüter: Bildungserfolge. Eine Analyse der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster und der Mechanismen für Mobilität in Bildungsbiographien. Habilitationsschrift, Dortmund 1995.

fein sein und sauber sein". Die Mutter legte ihr deshalb jeden Tag für die Schule „andere Sachen" hin.

Wer zu den „besseren Kreisen" gezählt werden will, muß sich entsprechend kleiden. Ein Wissen, das in der Arbeitskultur vorhanden war und insbesondere für Bildungs-Aufsteigerinnen galt. Über Kleidung wurden soziale Unterschiede wahrgenommen. Als soziale Grenzziehung und somit auch als soziales Differenzierungsmerkmal erkennbar, hatten Mütter und Töchter aus der ArbeiterInnenkultur damit umzugehen.

Um den Blick auf die Kleiderfrage als Phänomen sozialer Ungleichheit zu lenken, die mehr ist als ein einzelnes subjektives Verarbeitungsproblem, stelle ich dem traumatischen Erlebnis der Arbeitertochter Karla die Erzählung der Akademikertochter Tina gegenüber. Damit sind zwei unterschiedliche Perspektiven auf ein Phänomen gegeben.

Das Trauma, „auf das Preisschild reduziert zu werden"

Karla, Doktorandin in der Physik an einer Ruhrgebiets-Universität, im Ruhrgebiet geborene und aufgewachsene Arbeitertochter, zum Zeitpunkt des Interviews 29 Jahre alt, ging nach der Grundschule zur Realschule, anschließend zum Gymnasium. Diesen Umweg über die Realschule zum Gymnasium betrachtet sie im nachhinein als Vorteil, denn sie wurde nicht von ihrem Freundeskreis getrennt, und sie mußte sich während dieser Zeit nicht mit dem „Standesdünkel" der GymnasiastInnen auseinandersetzen. Freunde und Bekannte hatten „zuhause Arbeiter-Eltern" wie sie. Unterschiede sind auch deshalb nicht hervorgetreten, weil

"alle Jungen und Mädchen damit auffallen wollten, daß sie die ältesten und abgetragensten Jeans trugen und, eh, das hat doch die Unterschiede verwischt. Da lief jeder praktisch mit den gleichen Jeans und T-shirts und was weiß ich nicht, rum... ".

Erst auf dem Gymnasium fielen ihr soziale Unterschiede ins Auge. Besonders kraß erlebte sie diese Unterschiede im Zusammenhang mit der Tanzstunde. Noch im nachhinein erregt sie diese Erinnerung:

"Pff, das ist mein großes Trauma wahrscheinlich, das schlimmste Erlebnis in der Beziehung, was ich hatte, war wirklich, wenn man so vierzehn/ fünfzehn ist, muß man natürlich in die Tanzstunde gehen, und da ist mir damals zum ersten Mal aufgefallen, daß da auch über ...diese dummen Mädchen am Nebentisch sich mehr darüber unterhalten hatten, wie das das Kleid der Konkurrentin ist als über sonstige Eigenschaften oder über persönliche Eigenarten. Da wurden Leute praktisch ja, auf das Preisschild reduziert. Und das hat mich immer abgestoßen. Davor hab ich mir wenig Gedanken darüber gemacht, weil die Freunde oder Be-

kannten, die ich hatte, praktisch aus der gleichen Schicht kamen. Da sind Unterschiede nicht so aufgefallen".

Das Erlebnis, das sie als „Trauma, auf das Preisschild reduziert zu werden", erzählt, ist ein Ausdruck für eine unvergessene Erfahrung, die ihr soziale Grenzziehungen bzw. Ausgrenzungsgefühle vermittelte. Sie reagiert mit Empörung, findet die Äußerungen der Mädchen als Etikettierung über Kleider als Zumutung. Die Grenzziehung über Kleidung wird von ihr als Zuweisung auf soziale Zugehörigkeit und Geschlechtszugehörigkeit und damit als Platzanweisung verstanden, die sie so nicht akzeptiert. Sie verarbeitete diese als Differenz zwischen Eigen- und Fremdbild. Und zwar nach einem Maßstab, der sich auf persönliche Eigenschaften und Fähigkeiten ausrichtete. Sie fühlte sich ausschließlich durch Äußerlichkeiten beurteilt: nach dem Outfit! Diese und ähnliche Erlebnisse haben sie darin bestärkt, zu zeigen, was in ihr steckt. Indem sie zwischen Innenwelt und Außenwelt unterschied, hat sie ihre Innenwelt aufgebaut und ihre biographische Erzählung strukturiert.

Feldtheoretisch bedeutet dies, daß sie auf die Bedingungen des sozialen Feldes mit der Ausbildung dieser Emotionen reagiert hat. Da Emotionen nicht nur das Verhältnis von Nähe zu einer sozial vermittelten Wirklichkeit bedeuten, sondern auch Orientierungen leisten, kann die von Karla ausgedrückte Empörung über die erlebte Situation als ein Prozeß der Kritik und Abwehr an der ihr nahegelegten Übernahme einer Konstruktion sozialer Grenzziehungen interpretiert werden. Sie wehrt sich gegen die Einschätzung, die mit Äußerlichkeiten als Kriterium eine „Verurteilung" im Sinne einer „Nichtdazugehörigkeit" liefern. Sie verarbeitet dies nicht als individuelle oder soziale Unterlegenheit, sondern konstruiert eine Überlegenheit in dem Sinne, daß es auf die inneren Werte und Eigenschaften ankommt, nicht auf Äußerlichkeiten wie Kleider. So setzt sie der sozialen Grenzziehung ihre eigene Definitionskraft gegenüber.

Tina: „Sie waren ziemlich arm und das kam raus..."

Tina, Studentin der Ingenieurwissenschaften, ebenfalls im Ruhrgebiet geboren und aufgewachsen, zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt, kommt aus einem akademischen Elternhaus, nach der Grundschule ging sie selbstverständlich auf ein städtisches Gymnasium. Sie beschreibt soziale Unterschiede in der Schule als eine Spaltung zwischen SchülerInnen aus „gehobenen Kreisen" und MitschülerInnen aus „niedrigen Kreisen". Die SchülerInnen, die „sozial ein bißchen niedriger standen, wurden zum Teil auch so runter gemacht". Sie erinnert sich speziell an eine Mitschülerin, die „geärgert" und „fies behandelt" wurde, „die also sozial, ja ziemlich niedrig stand, weil sie waren ziemlich arm und das kam raus, das merkte man".

Tina führt aus, woran man die sozial niedrige Herkunft merkte:

"Zum einen, weil man merkte es ihr vielleicht nicht so an, aber man merkte es eigentlich, ich meine, ich wußte es auch, und sie war halt nicht so integriert, wie die anderen. Das fand ich nicht so toll, das heißt, wie sie behandelt wurde. Ich habe versucht, das ein bißchen anders zu machen, aber das ging auch gar nicht, weil die im Endeffekt allen feindlich gegenüberstand. Sie war auch selbst, also normal würde ich ja noch sagen, man sieht ja den sozial Schwächeren zum Teil nicht an, daß sie sozial schwächer sind, weil sie sich trotzdem nett und gut kleiden und man sieht dann auch, wenn sie zum Beispiel billigere Sachen tragen, daß sieht man denen nicht an, das wäre kein Problem, da kann man ja wirklich schöne Sachen kaufen, aber die hatte Sachen an, da sah man schon aus zehn Meter Entfernung, daß die so ungefähr kein Geld hatte, ne, oder sich nicht nichts besonderes Schickes kaufen wollte. Es lag vielleicht auch am Chic mehr als daran, das man also so es einschätzen konnte als allem anderen. Weiß ich, es war, sie war auch früher mal in meiner Klasse und da ist sie schon mies behandelt worden und dann wird man irgendwann, baut man, glaube ich, 'ne Mauer um sich auf und läßt auch keinen mehr an sich ran, so, dann hat sie das hinterher versucht, das zu ändern in der zehn, aber da konnte man auch schon kaum mehr was machen, da war dann so gut wie alles zu spät. Ist ja auch klar irgendwo, es wurden zwischendurch Versuche gemacht, sie dann zu integrieren und auch mehr an den Aktivitäten dran teilnehmen zu lassen, wenn sie dann halt sagt, ja gut, das will ich nicht, das mag ich nicht, dann ist es auch ihre Schuld zum teil, also sie war mit Sicherheit zu 50% mitschuldig, daß sie hinterher so behandelt wurde. Das man ihr auch anmerkte, daß sie vielleicht sozial nicht so abgesichert war wie die anderen, das ist mit Sicherheit auch viel, also inzwischen hat sie sich sehr geändert, inzwischen sieht man ihr das nicht mehr an, aber man hat es ihr sehr sehr lange angesehen".

Tina sieht ihre frühere Mitschülerin ab und zu in einem Kaufhaus jobben, um ihr Jurastudium zu finanzieren. Dagegen kann Tina sich mit dem sicheren monatlichen Scheck der Eltern zur Finanzierung des Studiums auf ihr Studium konzentrieren und ihre berufliche Karriere vorbereiten.

Die magischen Grenzen, der Grenze zwischen denen, die vom Bildungssystem gestützt werden, und denen, die sich anstrengen müssen, überhaupt eine weiterführende Schule und ein Studium durchlaufen zu können, werden zu bleibenden Dispositionen, Gewohnheiten und Gebräuchen in bezug auf Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber anderen Menschen.

Tina hat zwar die sozialen Differenzen in der Schulklasse wahrgenommen, aber ihre Lösungsmöglichkeit, mit sozialer Ungleichheit umzugehen, besteht darin, die sozialen Differenzen nicht sichtbar werden zu lassen. Sie fordert, daß das Faktum der sozialen Ungleichheit nicht auffallen soll. Die sozialen Differenzen sollen unsichtbar gemacht werden, und zwar durch die Art und Weise der zu wählenden Kleidung. Warum aber sollen soziale Unterschiede vertuscht werden?

Warum soll so getan werden, als ob soziale Differenzen nicht bestünden? Warum soll Sichtbares unsichtbar gemacht werden?

Daß ihre Mitschülerin andere soziale Ausgangsbedingungen hatte, ist zwar eine Tatsache, die aber nicht gelten soll. Gelten soll die Leistung der äußeren Anpassung. Eine gelungene oder nicht gelungene Anpassungsleistung wird dann zur legitimen Differenz, die der einzelnen zuzuschreiben ist, nicht den sozialen Verhältnissen. An dem angeführten Beispiel wird der Zurechnungsmechanismus deutlich: Danach hatte es die Mitschülerin zumindestens zu 50 Prozent selbst in der Hand, d.h. es ist ihr eigenes Verschulden, daß man sie so mies behandelt hat. Obwohl Tina die Verhaltensweisen ihrer Mitschülerinnen als „nicht gut" bewertet, lenkt sie doch die Aufmerksamkeit darauf, daß die sozialen Grenzen nicht hätten sichtbar werden müssen, wenn die Mitschülerin es verstanden hätte, sich „schick" zu kleiden. Und später erscheint die soziale Isolation, die „Feindlichkeit", die in der Schulklasse hergestellt wurde, als natürliche Grenze, die nicht übersprungen wird. D.h. es herrschte Gruppenzwang in Ausgrenzungsverfahren - oder „Klassenkampf" über „Kleiderkampf".

Die Kleiderordnung als Erfahrung sozialer Ungleichheit

Der Aufstieg aus der sozialen Herkunftskultur der ArbeiterInnen über Bildung erfordert Anstrengungen und Anpassungsleistungen. In den sozial erwarteten Kleidern werden soziale Unterschiede versteckt. Kleider erscheinen als soziale Hülle. Eine Hülle, in der einerseits soziale Erwartungen aufgehoben werden, andererseits die Trägerinnen vor sozialen Zuweisungen geschützt werden. Das heißt auch, Gleichheit in der Kleidung erleichtert kulturelle Integration. Wenn äußerliche soziale Unterschiede nicht auffallen, braucht man beispielsweise keine Rücksicht auf unterschiedliche soziale Ausgangsbedingungen in einer Schulklasse zu nehmen. Wenn Anpassungsleistungen nicht klappen, dann läßt sich ein individueller Zurechnungsmechanismus konstruieren, die die Betroffenen zu Schuldigen machen. Jede ist ihres Kleides und damit Glückes Schmiedin?!

Der Begriff der „Kleiderordnung" impliziert, daß es Regeln gibt. Die feinen Unterschiede kennen, heißt auch, die Signale entziffern können, die über Kleidung vermittelt werden. Ulrikes Mutter wußte, wenn ihre Tochter schulisch erfolgreich sein soll, gehört die „feine" und „saubere" Kleidung dazu. Tina hingegen äußert sich in einer Weise, die klar macht, daß das allein nicht reicht, es gehört auch noch der „Schick" dazu.

Kleiderzwänge können im Ansatz aufgebrochen werden, wenn alle ein universelles Kleidungsstück tragen: Jeans. Jeans waren in den sechziger und siebziger Jahren ein Angriff auf gültige Kleidungsnormen, sie galten als Antimode und sogar als demokratisch, denn obwohl die Jeans aus der Arbeitswelt kam, wurde sie bald von allen Bevölkerungsschichten getragen, und vor allem auch ohne Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Insofern läßt sich Karlas Aussage nach-

vollziehen, daß Jeans zeitweise die sozialen Unterschiede verwischt haben. Trotzdem erkennt sie mit ihrer Aussage gleichzeitig an, daß es soziale Unterschiede gibt. Sie nutzte gegen die Grenzziehungen über Äußerlichkeiten ihre eigene Definitionsmacht. Ihre Deutung läßt sich als Deutungsmuster resultierend aus einer sozialen Herkunftskultur verstehen, die aus dem Mangel an ökonomischen Ressourcen den Maßstab „der inneren Werte" nahelegt. Denn, wenn normative soziale Erwartungen von Individuen nicht erfüllt werden können, heißt das, daß Erwartungen und Anforderungen für eine biographische Bilanzierung reguliert werden müssen: hier treten selektive Wahrnehmungs- und Interpretationsraster auf, und zwar als Deutungsmuster. Sie dienen einerseits der Aufrechterhaltung des Selbstgefühls und Selbstbildes des Individuums. Karlas Deutung läßt sich andererseits als eine soziale Konstruktion lesen, in der soziale Ausgangsbedingungen und individuelle Verarbeitung verwoben sind. Ihre Deutung des Erlebnisses ist eine biographische Leistung, der Erfahrungen sozialer Ungleichheit zugrundeliegen, die als Distinktion wahrgenommen zur Konstruktion entgegensetzender Abgrenzung führte. Sie fühlte sich abgestoßen. Die Deutungswende liegt in der eigenen Abgrenzung gegenüber dem Maßstab dieser Mädchen aus dem Bildungs- und Besitzstand: sie definiert deren Maßstab als abstoßend. Mit dieser Gegenschließung wahrt sie ihre Identität als Tochter aus der ArbeiterInnenkultur.[2] Statt Defizit-, Minderwertigkeits- oder Neidgefühle an sich herankommen zu lassen, setzt sie sich über eine Identitätslogik ab, die die inneren Werte betont. Ihr Deutungsmuster ist die kulturelle Antwort auf eine soziale Situation mit objektivem Handlungsdruck. Zu diesem Deutungsmuster gehört noch ein bislang nicht angeführtes Element: die Angst sich bei beruflichen Veränderungen verkaufen zu müssen, also gegen die inneren Werte handeln zu müssen. Es verweist auf ausgebildete biographische Mechanismen, die bei dem Wunsch nach Wahrung einmal ausgebildeter Identitätsstrukturen eine Verkleidung nach sozialen Anforderungen erschweren.

Wird beim Kleidertausch der Geschlechter die Geschlechtsrolle auswechselbar und ist damit auch rückgängig zu machen, bei der Kleider-Anpassungsleistung an die Normen der Kultur, in die frau über Bildung aufsteigt, geht es weder um Spiel noch um Rausch oder Kleidertausch, sondern um individuelle und soziale Konstruktionsleistungen, die unter die Haut gehen, also nicht nur äußerlich sind.

---

[2] Biographien sind Deutungen eines Lebenslaufs und von daher Konstruktionsleistungen eines Individuums, das über ausgebildete Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster eine biographische Identität herstellt. Das heißt auch, daß die von der Biographieträgerin in der aktuellen Erzählsituation angebotene Identität eine Konstruktionsleistung ist. Diese ist zwar veränderbar, aber auch nicht beliebig austauschbar.